

Stufe stehender Großen. Sie sagte zu einer ihrer Hofdamen: „Mein Gemahl, der König, ist heute so düster und niedergeschlagen. Wenn uns nur kein Unglück droht. Sie glauben mir nicht, meine Damen, wie bange mir ist, wenn ich an die schrecklichen Stunden zurückdenke, welche ich schon durch die Sorge für das Leben meines Gemahls, des besten der Väter verbrachte. — Ist es wohl möglich, daß es solche Herzen und Menschen geben kann — frage ich mich oft — welche schonungslos ein Mordgewebe um einen, unter tausend Mühseligkeiten und Drangsalen für's Vaterland ergrauten Mann spinnen und dann gierig und mit Henkerlust den parriciden Dolch in die Brust ihres Königs tauchen können? Wieviel tausend der ausgedachtesten Vorsichtsmaßregeln waren seit einer Reihe von Jahren erforderlich, das Leben des Königs zu schützen. Wohin sich mein Gemahl begibt, folgt ihm die Wachsamkeit der Polizei, und seine Minister bangen für ihn. O, ein solches Leben ist wahrlich nicht beneidenswerth! Lassen Sie uns, meine Damen, sein Leben Dem empfehlen, der es allein zu schützen vermag! Wie lebte ich in diesem Schlosse einst so harmlos, als mich noch meine Kinder scherzend umgaukelten, als mich noch nicht die Intrigue des Hofes, die rebellische Furie des Parteigeistes und Partehasses umgaben. O du Arkadien meines ehelichen Glückes! — Aber ich ahnte es, als man meinem Gemahl die Krone Frankreichs antrug, welches Glitterglück uns erwarte!“

Die Silberpappeln säuselten traurige Weisen wie Nelpomenens Klage, und des Vaches Gemurmel verlor sich in den Moll-Accorden der singenden Philomela. Es war ein eigener Tag, dieser 13. Juli. Nicht in Paris allein, sondern auch in der Umgegend und auf dem Lande bemerkte man eine gewisse Düsterteit, Ruhe und Niedergeschlagenheit der Leute.

Wem diese unheimliche Stimmung am meisten auffallen wollte, der durfte nur in den Krämerladen des Hrn. Le Busie in Sablonville treten und sich dort für einige Sous Tabak, oder was ihm sonst beliebte, kaufen. — Hr. Le Busie, sonst ein gefälliger, höchst zuvorkommender Mann gegen Alt und Jung, war heute wie ein umgekehrter Handschuh. Mochte die Ruhe der Käufer schon viel dazu beitragen, oder ihn ein Familienunfall in diese Verstimmung gesetzt haben, er wußte es selbst nicht, was es sei und wie ihm zu Muthe war.

Jeder Mensch hat ja seine Launen und Hr. Marchand Le Busie war auch nicht ganz frei davon, brachte sonst aber solche nie in seinen Laden mit, wo ihn Käufer erwarteten. Heute jedoch konnte er sich nicht verstellen, weil das unerklärliche ihn ängstigende Gefühl über seine Kräfte ging. Seine Brille, welche ihm stets auf die Nasenspitze vorrutschte, war ihm noch nie so unbequem wie heute; sonst setzte er sie jedesmal unwillkürlich wieder zurecht, heute aber taugte sie gar Nichts. Sein Taschentuch aber hing jeden Augenblick ellentlang aus dem alten Hausrocke, welcher das Alter des Etablissements hatte.

Kam er zurück in das Comptoir, welches zugleich das Wohnzimmer seiner Familie in sich vereinigte, so setzte er sich rücklings auf den Hockstuhl, der vor seinem Bureau stand, was sehr selten geschah. Man glaube aber ja nicht, daß er arbeitete. Er legte den Kopf auf die Hand des auf seinen Schreibtisch gestützten Armes und sah bewegungslos die Zahlen seines Debet und Credit vor sich umherschwimmen. —

Le Busie hatte sich durch sein reelles Betragen in seinem Handel das Zutrauen vieler Gönner in Sablonville, und durch die Aufrichtigkeit und Loyalität seines Charakters die Liebe seiner Bekannten erworben. Seitdem er von Paris hierhergekommen, führte er ein ruhiges, zufriedenes und patriarchalisches Leben. Er war ein glücklicher Familienvater und sah seine väterliche Sorgfalt, die vielen Mühen, die manchmal seine Kräfte übersteigenden Opfer für die Erziehung seiner Kinder auf's Herrlichste belohnt. Ein wohlgerathener, stattlicher Sohn, jetzt im Alter von 30 Jahren, war zum Kenntnißvollen und

welterfahrenen Manne herangereift, dessen Zurückkunft von einer langen Reise, welche er im Auftrage eines der größten Handlungshäuser von Elbendorf nach Ostindien gemacht hatte, er stündlich erwartete.

Seine 17jährige Tochter Virginie, — allgemein in Sablonville als das schöne Krämermädchen bekannt und ebenso geschätzt und beliebt durch ihre Natürlichkeit, als ihre äußere Schmuck- und Prunklosigkeit — hatte die Reize und den Geist seiner vor mehreren Jahren verstorbenen Frau erhalten und war für den alten, vom Unglück hart heimgesuchten Mann ein wahrer Trost für so manchen unerseßlichen Verlust.

III.

Hören wir jetzt, was der Postillion des Herzogs von Orleans der ihn umringenden Menge unter Schluchzen berichtete:

„Als mir heute früh der Stallmeister befahl, die beiden arabischen Braunen zu schirren, ward mir auf einmal ganz bange, denn mir hatte die vergangene Nacht geträumt, daß ich mit denselben gefahren und sie unaufhaltsam mit mir und dem Prinzen bergauf und bergab, über Hecken und Felder gerannt, bis endlich ein großer, breiter, beinahe unübersehbarer See vor uns lag und die wilden Renner — mir stoßt noch jetzt das Herzblut — in blinder Wuth darauf losrasten und mit sammt dem Wagen hineinsprangen. — Die Angst trieb mir Todesweiß aus. Ich sank bis an den Hals in's Wasser und hatte nur noch zu thun, mich über den Wellen zu halten. Da drehte ich, die letzte Kraft zusammenraffend, den Kopf zurück nach meinem Prinzen, und — er war nicht mehr zu sehen, — sondern unter dem Wasser verschwunden! — — die Angst trieb mich in's Leben zurück.“

Mit Erstaunen, ja mit Grauen hörte die den Erzähler umstehende Volksmenge demselben zu.

„Ich befürchte — sagte Le Buste, die Brille auf seine Stirne schiebend und sich eine Thräne aus den Augen wischend — daß dieser Traum ein schauerliches Vorzeichen für uns und für den Kronprinzen war. Auch mir war heute den ganzen Tag über so unheimlich, so bange zu Muth, als drücke mich der Alp. Ja, es war mir, als bliese man mir immerwährend das Wort „Unheil!“ ins Ohr! — Wir sehen es jetzt, daß es eine untrügliche Ahnung war! Wollte nur Gottes Beistand das theure Leben des Kronprinzen uns erhalten!“

„Auch uns erging es heute so!“ antwortete die neugierig mit betrübten Gesichtern umherstehende Menge.

Der Postillion erzählte weiter: „Um halb eils Uhr wurde ich mit dem arabischen Zuge vor die Tuilleries beordert. Der Kronprinz kam schnell die Treppe herab und ging im raschen Schritte durch den Anticorridor auf den Wagen zu, gefolgt vom Kammerdiener. Schon hielt ich die Pferde zusammen und erwartete das Einsteigen, aber der Prinz lief an der Equipage ohne Hutbedeckung vorüber und entfernte sich, dem Louvre zugehend. Als der Prinz in die freie Luft getreten, mußte er erst bemerken, daß er seinen Hut vergessen, und lächelnd ergriff er den Hut des Kammerdieners und setzte ihn auf. „Monseigneur — sagte der alte Diener — gestatten Sie, daß ich gehe. . . .“ — „Ich brauche Nichts,“ antwortete freundlich der Herzog. „Aber dieser Hut. . . .“ entgegnete der alte, im Dienste des Hauses Orleans ergraute Diener. — „Nun, was thut's? — sagte darauf der Kronprinz — glaubst Du, daß ich nicht das Recht habe, den Hut eines ehrlichen Mannes zu tragen?“ — und war gleich darauf meinen Augen entschwunden. Eine starke halbe Stunde mochte es gedauert haben — da kam der Kronprinz

wieder zurück, und ich glaube nicht, daß es ihm irgend ein Soldat in der Geschwindigkeit des Anziehens verthun wird. Kaum glaubte ich, daß er in seinem Saale oben angekommen sein könne, da kam er schon wieder in Uniform umgekleidet zurück und sprang in den Wagen.

„Es war eils Uhr, als ich mit ihm durch die große Pforte der Tuilleries fuhr. So, wie ihr die Equipage hier seht, fährt er am liebsten: ein vierrädriges Kabriolet, in Form einer Kalesche, mit zwei Pferden bespannt. Der Prinz war allein, keiner seiner Offiziere durfte ihn begleiten. Anfangs bemerkte ich, daß er lange in eine Karte sah, es schien mir eine Landkarte zu sein. Hierauf sprach er mit mir auf das Herablassendste und Freundlichste, erkundigte sich nach meinen Eltern und nach den Zuständen meines Dorfes und meiner Heimath. Die Pferde liefen ruhig und gehorchend fort. — Auf der Höhe der Pforte Maillot, zwischen dem Boulogner Wäldchen und der Ebene von Monceaux, wurde das Sattelpferd unruhig. Es hatte sich etwas vom Wagen losgemacht und streifte das Pferd. Bald darauf setzten sich die Pferde in Galopp und sprengten dem Chemin de la Revolte zu. Der Prinz setzte, als er sah, daß ich außer Stande war, die Pferde zu bemeistern, den Fuß auf den sehr niedern Tritt und sprang aus dem Wagen. Seine Füße berührten den Boden, aber die Gewalt des Schwunges brachte ihn zum Wanken, und er fiel mit dem Kopf auf die Steine. Der Sturz war fürchterlich, Angst und Verzweiflung durchschüttelte meinen Körper, weil ich ungewiß blieb, ob der Prinz todt sei oder nicht, denn er lag still da. Meine Pferde rannten unbezwingbar und rastlos fort, bis sie mich jener Stelle, wo der Prinz lag, gänzlich entzogen. Wie der Herzog hieher gekommen, weiß ich nicht, doch Ihr werdet es mir sagen können. Ach, mein armer, mein guter Prinz!“

„Das kann Euch jener Mann, der ein deutscher Arbeiter ist, genau berichten. Er befand sich dicht in der Nähe jener Stelle, wo der Prinz niederstürzte, und hob ihn auf.“

„Aber ich verstehe kein Deutsch,“ antwortete der Postillion.

„Daran dachte ich augenblicklich nicht — entgegnete Le Buste. — Ich war in meiner Jugend in größeren Handlungshäusern Leipzig's und Frankfurt's am Main und erlernte die Sprache. Der Fremde erzählte mir den Verlauf der unglückseligen Begebenheit folgendermaßen: Als jener Deutsche dort den Prinzen stürzen sah, ließ er gleich seine Arbeit liegen und eilte zu Hilfe. Er hob den Prinzen auf und versuchte, ob er ihn nicht wieder zum Bewußtsein bringen könne, aber vergebens. Der Fremde war allein, ganz allein bei unserm Prinzen. Da er also augenblicklich Niemanden um sich sah, so trug er ihn auf einen Platz, der mit Moos bewachsen ist, öffnete ihm das Collet und besprengte seine Stirn und seine Schläfe mit frischem Wasser. Bald darauf kamen einige beurlaubte, alte Soldaten des Wegs von Paris hergegangen, stürzten, sogleich den geliebten Prinzen erkennend, vor Schmerzen neben dem Körper desselben nieder, beweinten dessen hartes Geschick und daß sie nicht helfen konnten. Der Eine öffnete seinen Tornister und holte daraus Leinwand hervor, um die Wunde des Herzogs vom Blute zu reinigen und einigermassen zu verbinden. Der Andere lief in das nahe gelegene Wäldchen und bereitete eine Tragbahre aus einigen Stangen, man bedeckte diese mit Reisern und weichem Moos, legte den Prinzen darauf und trug ihn hierher. Ich vernahm das schreckliche Unglück, rannte hinaus auf die Straße, wo man den Prinzen vorbeitrugen wollte und ließ in hier in mein Haus bringen.“

Der Postillion, welcher mit Wangen durch das eine Fenster nach dem Lager seines Herrn schaute, ob dieser sich nicht bewegen oder erheben würde, sagte darauf: „Ja, die Deutschen müssen doch recht gute Leute sein.“

IV.

Jetzt erschien der Dorfarzt. Wohl noch niemals hatte er die Ehre gehabt, einen so hohen Patienten in Behandlung zu bekommen, und er erschrak mehr über den hohen Namen desselben, als über den Unfall. — In aller Eile hatte er sein Aderlaßzeug, — welches er überdem stets bei sich führte und bei allen seinen Kurten anzuwenden pflegte — zusammengerafft und traf beinahe athemlos ein.

Der Herr Doctor Venarius hatte durch diese Art Praxis in der Umgegend einen Ruf im Aderlassen erhalten. Als Virginie bei ihm erschien und ihm das Unglück meldete, hatte der himmellange, Klapperdürre Doctor, der sonst gegen diese die Höflichkeit selbst war und sie gewöhnlich mit einem Streicheln über die Wangen empfing, dieß ganz außer Acht gelassen und war unaufhaltsam dem Hause Herrn Le Busse's zugerannt; respectvoll machte die Menge Platz, als sie den Dorphyppokrates nähern sah.

Beim Eintreten bot er Herrn Le Busse, gegen welchen er immer besonders zuvorkommend freundlich war, die Hand. Diese Freundlichkeit stützte sich aber auf einen speculativen Grund, weil er das hübsche Töchterlein desselben im Auge und Sinne hatte, um diese einst als Frau Doctorin heimzuführen, obgleich Le Busse hiervon durchaus nichts ahnte.

Virginie nannte ihn nur den Doktor Klappersfang und konnte ihn nicht leiden. Kam er des Abends ihren Vater besuchen, so entwickelte er einen Kram menschenheilkünstlicher Vermen, woraus am allerwenigsten Virginie klug werden und sich daran erfreuen konnte. Wenn er an einem Tage die lateinischen Namen der Blutgefäße citirte, so folgten am andern Tage in gleicher Weise die Knochen des menschlichen Körpers und so weiter. Diese fremden Brocken machten ihn in den Augen des Laien zum gelehrten und geschickten Arzte und wenn er in seine Reden die fremden Worte mengte, sagten die guten Leute, er spreche die Doctorsprache, — worauf er sich aber nicht wenig einbildete.

Gravitätisch und mit gelehrter Miene trat Doctor Venarius in das Zimmer, wo der königliche Patient lag und begann seine ärztlichen Manipulationen. Zuerst streckte er seine langen Spinnenfinger aus und betastete den Umfang der Wunde, wusch sie dann reinlich aus und sondirte die Tiefe derselben mit bedenklichem Gesichte, wobei der Prinz immer noch bewusstlos blieb. — Da packte er sein Aderlaßzeug auseinander und ließ ihm zur Ader. Mit welcher Schonung und Angst er jedoch den Prinzen berührte, ging in's Lächerliche. Als aber auch dieses Mittel ohne Erfolg blieb, setzte er Blutegel, ohne jedoch die erwünschte Wirkung hervorzurufen. Welche verschiedene Gemüthsbewegungen in den Herzen der Anwesenden sich herumwälzten, ist unmöglich zu berichten. Dem Doctor Venarius fuhren z. B. schon die Ordensbänder, Glücksgüter und Equipagen im Kopfe herum, wenn er mit seiner Kur den Prinzen herstellte; er sah sich schon als Leibmedicus und in Paris auf dem Place Vendome wohnend, von wo aus er vor das Haus Le Busse's fuhr und als Medizinalrath um Virginiens Hand bat. —

Unter solchen hoffnungsvollen Plänen wurde er aber nicht gewahr, daß ein Blutegel nach dem andern abfiel, bis ihn sein „Schwiegervater in spe“ darauf aufmerksam machte.

Virginie hatte sich mit verweinten Augen in ein neben der Wohnstube gelegenes Zimmerchen begeben und sagte zu sich im tiefsten Schmerze: „Ach, er stirbt! und sein Name war mir so theuer wie der Name eines Bruders! Nichts wünschte ich, als daß Robert käme und seinem Jugendfreunde und hohen Wohlthäter noch den letzten Liebesdienst erweisen könnte.“

Endlich wurde dem jungen Mädchen zu enge und unheimlich in ihrem kleinen Gemache und sie trat hinaus vor die Thür. In diesem Augenblicke kam ein hübscher Lencier

offizier mit Sturmeselle die Landstraße heraufgesprengt und parirte sein Roß vor der traurigen Virginie, welche ihr Gesicht mit einem Taschentuche verhüllt hatte.

„Warum so betrübt mein Kind?“ rief der Offizier. „Kannst Du mir etwa sagen, in welches Haus man den verunglückten Herzog von Orleans brachte und was er macht?“

„Der Prinz befindet sich hier in meinem elterlichen Hause,“ erwiderte Virginie, „ich hege jedoch wenig Hoffnung für seine Rettung. Wolte der Himmel, ich täuschte mich!“

Der junge Offizier war erstaunt, als er die schönen, lieblichen Züge des jungen Mädchens erblickte, deren herrliche Formen überdem seine Augen fesselten, dankte freundlich, sprang vom Pferde, übergab es einem der anwesenden Soldaten, und bat Virginie, ihn in das Zimmer, wo der Herzog liege, hinzuführen.

Auf diesem kurzen Wege sagte der Offizier mit einnehmender Stimme: „Wie heißt Du, liebes Mädchen?“

Schamroth entgegnete sie: „Virginie!“

„Meine Pflicht mahnt mich zur größten Eile, engelliebes Mädchen!“ fuhr der Offizier fort, „und ich wollte Dich bloß bitten, mich nicht zu vergessen.“

Virginie erröthete über und über, schlug die Augen nieder und kispelte kaum hörbar: „Ich glaube selbst, ich werde Sie nicht vergessen.“

Kennt Ihr das ängstliche Zittern eines Herzens, welches noch nie geliebt? Kennt Ihr den geheimen Zauber, welcher die Seele der Jungfrau durchzuckt, welche schon längst etwas Geliebtes vor sich in ihren Träumen sah, aber nie im Leben erblicken konnte, und deren erste Liebe im Leben nun beginnt? —

Schöne, wunderbare Zeit, von der die Dichter sagen, du seist die erste Liebe! hier warst du erwacht. Du schöne Zeit, die uns, wenn der Winter des Lebens herannahet, wenn das Leben monoton und traurig erscheint, wenn es abgenutzt und verdorben, vom Alter zerbrochen, vom Schicksal verhärtet, mit rosigem Schimmer und mit blauen Weilschäugeln noch aus der Erinnerung auftaucht, uns mit einem unschuldigen Kinderlächeln anblickt und uns noch Maienlüfte, Vergifmeinichtränze und ein Stück klaren Himmels in den kalten frostigen Winter des erstarrten Herzens zaubert! Schöne, göttliche Zeit der ersten Liebe!

Aber was heißt denn eigentlich erste Liebe?

Sie ist die Bezeichnung einer bestimmten Form von Liebe, die nur unter gewissen Bedingungen erscheint; sie unterscheidet sich von jener andern Liebe dadurch, daß sie nur Idee ist und nicht durch Situationen ihren besonderen Charakter erhält. Sie lebt nur von Idealen und kennt kein äußeres Leben. Der schwäbische Dichter G. Schwab malt sie mit den zartesten Farben:

„O Hoffnung, nicht Verlangen!

O Sehnsucht, nicht Begier!

Ein Beben und ein Bangen,

Schau vor der Himmelsthür.“

In der seligen Episode der ersten Liebe liebt man eigentlich nur die Liebe und die geliebte Person ist uns die verkörperte Liebe.

V.

Der französische Offizier trat in das Wohnzimmer Le Busse's und näherte sich mit leisen Schritten dem Lager des Herzogs von Orleans. Auf einem Stuhle, neben dem Lager, lag die mit Blut überzogene Uniform des Kronprinzen und erinnerte an die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes. —

Der Offizier sprach still in sich hinein: „Er, der als Held dem mörderischen Gefechte vor der Citadelle Antwerpens 1832 beiwohnte und den ärgsten Kugelregen nicht scheute, sollte durch einen Zufall in der Mitte des ruhigsten Bürgerlebens und in seiner schönsten Blüthe sein Leben enden müssen? Er, den der Panzer der Vorsehung inmitten von tausenden Geschossen schützte, sollte auf diese Weise sterben? — Wer kennt nicht in der französischen Armee des Prinzen hohe Bravour vor Antwerpen? War der Platz nicht ein Vulkan? Waren nicht die Nächte besonders schrecklich, und nichts vermag eine Vorstellung von jener Stille zu geben, welche mitten unter dem furchtbarsten Donnergetöse herrschte. Durch die Reihen hindurch, in welchen ich mit demselben kämpfte, liefen die Tragbahren und führten die verstümmelten, wunden Körper und Leichname mit sich, und oft reichten die Krankwärter nicht aus, alle Verwundeten wegzuschaffen. Dabei kein Schrei, keine Klage, kein Zeichen der Muthlosigkeit. Unerhörte Anstrengungen zeichneten diese merkwürdige Belagerung aus, welche von den ältesten Offizieren zu den außerordentlichsten der neueren Zeit gerechnet wird. Ueberall war der Herzog von Orleans gegenwärtig, befeuerte die Artilleristen und stieg oftmals auf die Brustwehren, um die Zielung zu bemessen, und er war es, der durch sein eigenes Beispiel eines muthigen Kriegers den Muth der Armee elektrisirte und anfeuerte, weshalb auch Alles wie mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts ging. Die heißen Feuereschlünde der französischen Batterien spien ihre Ladungen aus, ohne daß man mitunter einer Lunte bedurfte, denn kaum war das Zündloch offen, so ging der Schuß los. Der Rauch bildete eine noch schwärzere Nacht in dieser schon an sich dichten Finsterniß, und durch diese hindurch flogen die feuerigen Ballen. Brach dann der Morgen an, so beleuchtete er die Scenen des Gemetzels. Welche Blutlachen um unsere Geschütze! Wie viele umherliegende Glieder, welche den Lazarethwägen während der Nacht entgangen! Und dennoch am Morgen, inmitten dieser Schlachtfstätte, lautes Gelächter und lustige Lieder! — Hier, unter einem Bomben- und Kugelhagel, verdienstest Du Dir, mein braver Prinz, Deine Sporen! Hier bewiesest Du den Muth, die Kaltblütigkeit und militärischen Talente eines alten im Feuer von hundert Schlachten erprobten Generals, und zwar als 22jähriger Jüngling! Hier setztest Du für den Namen und den Ruf Deines Landes Leben, Jugend, Zukunft und Dein Glück auf's Spiel! — Später fuhr die Kugel des wilden, arabischen Beduinen, welche rachevoll nach Dir abgezielt wurde, zischend bei Dir vorbei und schonte ein Leben, das noch zu Höherem bestimmt war, auf dem die Hoffnung eines Volkes, — ja eines ganzen Welttheils ruhte! — Und hier liegst Du nun, unglücklicher Prinz, niedergeschmettert durch ein Unglück, welches Niemand, selbst in seinen Träumen nicht, für möglich halten konnte!“ —

Noch immer lag der Prinz bewusstlos und mit halbgeöffneten Augen da. Der Offizier hatte sich einigermaßen gefaßt und fragte den Dorfarzt:

„Ist die Kopfwunde des Prinzen gefährlich und hofft Ihr dessen Rettung?“

Der Medicus Venarius zog ein gelehrtes Gesicht, fühlte eine Ewigkeit den Puls des Prinzen und sagte dann: „Mein Herr! die Arteria frontis capilis humani ist nicht verletzt und so gesund wie ein Wasserquell der Sevennen. Die Erschütterung des Sturzes scheint mir das Gehirn ein wenig zerrüttet und zerstört zu haben, doch es wird sich schon mit Gottes und unserer Hülfe geben.“ Dies sagte der gute Mann mit wohlgefälligem Selbstvertrauen; es war dies eine Parodie zum Doctor Calmus im „Lichtenstein“, welcher sechs Wochen an einer Hundspfote kurirte, bis er den ganzen Hund glücklich in die Ewigkeit beförderte, wofür ihn der Herzog Ulrich von Württemberg vier Stock hoch durch das Licht einer Wendeltreppe hinabspazieren ließ. — —

„Der Fall scheint mir aber gefährlicher Art zu sein“ — bemerkte der Offizier — „und ich setze allein nur auf Gottes Hülfe mein Vertrauen.“

Darauf kehrte er dem Doctor den Rücken und verließ mit schnellen Schritten das

Zimmer, um der königlichen Familie entgegenzueilen und Bericht von dem Zustande des Patienten zu erstatten. Er warf sich auf sein Pferd und ritt so schnell, daß das brave Thier beinahe unter ihm zusammenstürzte. Bald erblickte er die Wagen der königlichen Familie, welche im Fluge nahten.

Welche Gefühle durchzuckten alle königlichen Familienglieder, wie pochten ihre Herzen in Todesangst, als sie den abgeordneten Offizier nahen sahen und aus seinem Munde die tod- oder lebenskündenden Worte vernehmen sollten. Die Königin hielt sich an ihren, in allen möglichen Lagen des Lebens Standhaftigkeit und männliche Resignation beweisenden, königlichen Gemal. Die Prinzessinnen hatten sich umschlungen, sich selbst nicht den Muth der Ertragung einer etwaigen Todesnachricht zutrauend.

Da rief der Offizier: „Majestät, der Kronprinz lebt noch, aber er ist bewusstlos — seine Lage scheint gefährlich zu sein . . .“

„Postillon, fort, was die Pferde laufen können!“ — rief, im Tone der verzweiflungsvollsten Angst und eines von den tiefsten Schmerzen ergriffenen Mutterherzens, die Königin.

Die Prinzessinnen weinten und schluchzten im Gefühle der mitleidigsten und von den unsäglichsten Schmerzen begleiteten Geschwisterliebe.

Die Vorsehung hatte gewollt, daß die Gemalin des verunglückten Herzogs, Prinzessin Helena, nicht bei diesem für sie vielleicht nicht zu ertragenden Unglücke gegenwärtig sein sollte, denn sie war in den Bädern von Plombières. Ihr noch nicht ganz vierjähriger Sohn, der Graf von Paris, war gerade mit seinem jüngeren Brüderchen auf dem Schlosse von Eu, um dort die Seebäder zu gebrauchen.

Nur Louis Philipp, dieser große Fürst, war resignirt, tröstete seine Umgebung und sagte zum Postillon: „Fahre behutsam, damit nicht noch auf das unendlichste Unglück ein zweites folge!“ — und sich an den Offizier wendend, fragte der König: „Hat der Prinz schon ärztliche Hilfe?“

„Ja Sire, wenn man es so nennen kann, ein . . .“

Da kam der Dr. Pasquier, Sohn, erster Wundarzt des Kronprinzen, mit furchtbarer Schnelle angefahren, hörte was gesprochen wurde, sprang aus dem Wagen, bemächtigte sich eines der Pferde der königlichen Dienerschaft und verschwand in einem Augenblicke den Augen der königlichen Familie. Der Offizier folgte ihm sogleich, um ihm das Haus anzugeben, wo der Herzog hingebracht war.

Bald darauf traf auch die königliche Familie in Sablonville ein und erblickte vor dem Hause des Spezereikrämers Le Busie die Equipage des Herzogs, wodurch deren Gefühle aufs Schmerzlichste getroffen wurden.

VI.

Wir erlauben uns, den Leser in die schlichte bürgerliche Wohnung des verarmten Spezereikrämers Le Busie einzuführen, in welche wir bald die königliche Familie eintreten sehen werden.

Im Unglücke vergißt jeder Mensch gern alle äußeren glänzenden Verhältnisse und strebt nur nach gleichen Regungen der Seele — nach Sympathie. Der Stolz und der Hochmuth steigen von ihren schwindelnden Höhen herab in das Thal der Einsicht und die von ihnen Befesselten fühlen, daß sie nur Sterbliche, nur arme Menschen sind.

Virginie hatte sich nach der Entfernung des Offiziers in ihr Seitenzimmerchen zurückgezogen und hörte von hier das abgebrochene Gestöhn des Verwundeten. Neben den Schmerzen des Mitleids für den Kronprinzen regte sich jetzt noch eine Art poetischer

Trauer um den Offizier, den sie vielleicht nimmermehr zu sehen bekommen sollte. — Ihr Familienunglück kam ihr jetzt zum Erstenmale schwer und drückend vor, denn warum war nur gerade sie aus der Weltstadt, wo sie geboren, verbannt? Warum sahen alle ihre Jugendfreundinnen aus palastähnlichen Häusern auf das Gewühl der weltcharakteristischen Straßen herab und suchten mit heiteren Augen den Geliebten, ihm den Morgengruß zuzurufen? — „Ja — sagte sie — das ist der Fluch der Armuth, daß sie selbst die Herzen zerreißt, die treu für einander schlagen würden, und unbarmherzig den Armen an die Scholle fesselt, auf welcher die dürftige Hütte steht!“

Das kleine Haus und ein geringer Vorrath von Spezereivaaren war allerdings das ganze Vermögen der Familie Le Busie. Bedingt aber das äußere Vermögen allein die Größe des Glückes? — Le Busie war seit einiger Zeit ruhiger geworden, hatte sich über den Verlust seines Vermögens getröstet und war mit seinem Schicksale zufrieden, indem er jetzt sein größtes Glück in das Heranwachsen und Gedeihen seiner zwei guten Kinder, sowohl in physischer als moralischer Beziehung, setzte.

Wie man in das niedere Wohnzimmer trat, entdeckte man sogleich, daß hier von großem Wohlhaben keine Rede sein könne, jedoch der Sinn für Reinlichkeit und Ordnung zeigte sich überall. Die Reliefs des Kamins glänzten wie Gold und die messingenen Wagen des Dorfkrämers, welche an der Wand hingen, hätte man statt eines Spiegels brauchen können. Dicht beim Eingang in das Zimmer stand ein kleiner Schrank mit Flaschen verschiedener Größe besetzt, welche zu seinem Handel gehörten. An den Seiten der Wände zog sich ein hölzernes Regal hin, auf welchem verschiedene Hausgeräthe, Bücher und Porzellangeschirre ruhten und über einem Canapee sah man ein altes, langes Gewehr hängen.

Virginie, welche in ihren Gedanken Alles um sich herum vergessen hatte, hörte auf einmal im anstoßenden Wohnzimmer ein stärkeres Geräusch, Fußtritte von mehreren Personen, und Schluchzen und lautes Weinen. Ihre Neugier nicht mehr länger unterdrücken könnend, sah sie durch die angelehnte Thür in das Wohnzimmer und erblickte außer der königlichen Familie auch noch den feurigen Blick jenes jungen Offiziers, der ihr Köpfchen bereits ganz verwirrt hatte. Derselbe war eine kurze Zeit früher als die königliche Familie mit dem Dr. Pasquier eingetroffen und still und geräuschlos in Le Busie's Zimmer eingetreten. Als die königliche Familie eintrat, lag der Herzog von Orleans, bis über die Brust entblößt und beinahe kein Lebenszeichen mehr von sich gebend, auf dem Bette. Man denke sich diesen Anblick! — Die königlichen Damen stürzten schluchzend an dem Bette des Verwundeten nieder.

Der König faßte sich zuerst und wendete sich fragend an den Doctor Pasquier. Dieser erklärte sogleich die Verletzung für höchst bedenklich und gefährlich und bemerkte noch, er befürchte eine Ergießung in das Hirn.

Leider führten auch alle Anzeichen darauf, diese Befürchtung sei gegründet, denn mit jeder Minute wurde der Zustand des hohen Patienten gefahrdrohender. Einige verworrene deutsche Worte, die er ausstieß, ließen einmal die Hoffnung auftauchen, er werde zur Besinnung kommen, doch nur zu bald verschwand auch dieser schwache Schimmer. Die eben in den Tuilerien versammelten Minister wurden nach Sablonville berufen. Das Haus Le Busie's wurde mit Schildwachen umgeben und eine Ruhe trat wieder im Zimmer ein, welche nur durch das Schluchzen der Damen von Orleans unterbrochen wurde.

Der junge Offizier hatte Virginie im Nebenzimmer erblickt und das Uebermaß des Elends, so wie ein anderes wärmeres Gefühl trieb ihn zu ihr hin. Als er eintrat, sagte er: „Ich bin erfreut, Dich wieder zu sehen, mein Kind. Aber weßhalb bist Du so betrübt, — was geht Dich der Kronprinz an?“

Mit einem Anstande, den der Offizier nicht bei dem schüchternen Dorf mädchen gesucht hätte, richtete sie sich vor ihm auf, sah ihn ernst mit ihren blauen Augen an und sagte: „Auch ich habe alle Ursache, traurig zu sein und das Unglück des Kronprinzen nicht nur, sondern des großen Menschenfreundes und Wohlthäters der Unglücklichen zu beweinen. Trauen Sie mir kein so kaltes Herz für mein Vaterland — welches ich als mein Höchstes liebe und dessen Ehre mir so theuer, wie die meinige ist — zu, daß ich nicht das Unglück oder aber den Verlust eines solchen Prinzen betrauern sollte, auf dem so schön und mit Recht des Landes Hoffnung ruht und der der Nation als ein Vorbild schöner und großer Eigenschaften voranleuchten konnte. Ist ein Prinz eines Thrones würdig, so ist Er es! Soll ich nicht trauern über sein Unglück, über ihn, der schon als Knabe die Achtung und Liebe aller seiner Mitschüler genoß? Ihn fand man immer zu allen freundlichen Handreichungen geneigt! Sein edelmüthiges Herz sprang stets den Schwachen und Bedürftigen bei! Er gab sich immer die sinnreichste Mühe, die schwersten Fehler im mildesten Lichte zu beurtheilen, war nie ein Liebloser Richter, sondern hatte vor allen anderen Menschen nichts voraus als die glänzenden Eigenschaften, womit ihn der Himmel selbst ausgestattet! — Und ihn, den großen Wohlthäter der Menschen und auch meiner Familie sollte ich nicht beweinen? Wahrlich, dann trüge ich zur Schande Frankreichs das unedelste Herz in meinem Busen!“

Der Graf von Latour — so hieß der junge Lancier-Offizier — hatte verwundert Virginien zugehört und wollte voll Wärme ihre Hand ergreifen. Sie wehrte ihn aber mit den Worten ab: „Derjenige müßte ein schlechter Franzose und kein Vaterlandsfreund sein, welcher nicht dieses Mannes Tugenden, seine Tapferkeit, Ehrbarkeit, seine Menschenliebe und die vortrefflichen Eigenschaften seiner Seele, wovon er in seinem kurzen, aber trefflich ausgefüllten Leben viele unwidersprechlichen Proben ablegte, bestreiten und nicht anerkennen wollte. Neiget Euch, Mißgünstige! — fuhr das junge Mädchen enthusiastisch fort — und vergeßet nicht, was man der Wahrheit schuldig ist! — Sollte er sterben, so trifft uns der Schlag fürchterlich, denn er trübe jene neue Generation, welche alle Hoffnungen auf ihn setzte, zu der er selbst gehört, die er wunderbar richtig versteht und von ihr verstanden wird. Er ist das Unterpfand des künftigen Glückes der Franzosen und immer und überall hätte Frankreich ihn mit Stolz Freunden und Feinden zeigen können.“

Der Graf von Latour hatte das junge Mädchen unrichtig beurtheilt und entschuldigte sich deshalb kaum selbst. — Er war ja auch einer der größten Anhänger des Herzogs und dessen Freund von Jugend auf.

Man sagt, Erfahrung macht klug und Erfahrung sei stets die gangbarste Münze der Welt. — Deshalb hüte man sich, einen Menschen bloß auf äußere Verhältnisse hin augenblicklich beurtheilen zu wollen. Die Selbstkenntniß ist zwar die schwerste, aber die Kenntniß Anderer bedingt jene und ist darum nicht so leicht wie man glaubt. Den Mann, welchen die Erfahrung und die Welt gebildet hat, erkennt man bald, denn er ist vorsichtig in seinen Worten und Handlungen und consequent in seinen auf erprobte Logik gegründeten Grundsätzen. Vermöge seiner Beweglichkeit nähert er sich leicht den Menschen und bleibt dennoch stets vermöge seiner Vorsicht weit von denselben entfernt, obgleich diese es nicht einmal fühlen und im Schooße seiner Freundschaft zu ruhen glauben. Dieses große Geheimniß „der Kunst des Weltlebens“ liegt aber darin, daß derjenige, welcher in geistiger Beziehung über einem Andern steht, herabsteigt von den Höhen des Wissens, sich sogar unter den Schwächeren stellt und sich von diesem belehren läßt.

Der Graf von Latour sah in Virginie nicht mehr das gewöhnliche Landmädchen und wählte den geraden Weg der Aufrichtigkeit, denn das junge Mädchen hatte in Vereinigung ihrer natürlichen Einfachheit, ferne von dem äußern städtischen Gepränge, durch

ihre Herzensschöne noch mehr in seiner Achtung und Liebe gewonnen. Er bot ihr die Hand, sie aber blieb regungslos. Da sagte er: „Verzeihen Sie mir, gute Virginie, ich wollte mich nur von Ihnen wahrhaft edlen und echt patriotischen Gesinnungen, wodurch Sie noch mehr in meinen Augen gewannen, überzeugen. Ich selbst bin nicht nur ein treuer Anhänger der Orleans, sondern auch ein Jugendfreund des Kronprinzen und werde es bleiben, bis er die Augen schließt.“

Bei diesen Worten zog er ein prächtiges Etui hervor auf dem der Name „Orleans“ mit goldenen Schriftzeichen stand, und die Vornamen „Ferdinand — Philipp — Louis — Henri — Joseph“ umzogen diesen in Form eines Lorbeerkränzes. Im ersten Augenblicke hielt man dieselben nicht für Schriftzeichen, wenn man nicht besonders darauf aufmerksam gemacht wurde. Auf der Rückseite stand Minerva mit ihren geheiligten Symbolen: dem Hahne, Sinnbild des frühwachen Kunstfleißes, — der Eule, Sinnbild nächtlicher Studien und der Scharfsichtigkeit, — und ein Delbaum aus den Schriftzeichen des Namens „Herzog von Chartres“ zusammengesetzt, welcher das Ganze überschattete.

Als Virginie dieses Zeichen der Wahrheit sah, strahlte ein freudiger Blick aus ihren seelenvollen Augen, und sie sagte: „Ich erkenne daraus, daß Sie der Freund des Jugendfreundes meines Bruders, des Herzogs von Orleans, sind. D wäre in diesem Augenblicke mein Bruder Robert, auf dem die Hoffnung und die Stütze meines Vaters im Alter beruht, hier, so würden Sie noch mehr erkennen, welche gerechte Ursache wir haben, dem Kronprinzen ewig dankbar zu sein. Die Hoffnungen meines vom Unglück hart geprägten Vaters haben wir nur ihm zu danken. Sie kennen, mein Herr, die Welt besser als ich und werden wissen, was eine arme unglückliche Waise für Hindernisse auf dem Lebenswege zu überwinden hat, und es ist meinem Herzen ein Bedürfnis Ihnen ein Geheimniß unserer Familie mitzutheilen, das den Charakter des Herzogs von Orleans in's hellste Licht stellt. — Als nämlich der junge Herzog von Chartres in dem Collegium Heinrich IV. war, um dort nach den Grundsätzen seines erfahrenen und menschenkenntnißreichen, fürstlichen Vaters die Vortheile einer gemeinsamen Bildung mit schlichten Bürgersöhnen zu genießen, befand sich mein Bruder Robert stets mit ihm in demselben Kurse. Unsere Umstände“

Der junge Graf von Latour fiel ihr bei der letzten Bemerkung augenblicklich in die Rede: „Ihr Bruder? — so muß ich ihn kennen, denn auch ich befand mich im Collegium Heinrich IV. und zwar stets mit dem Herzog in gleichem Kurse. Doch“

Aber auch er wurde durch ein neues Geräusch im Wohnzimmer, das auf die Ankunft mehrerer Glieder der königlichen Familie schließen ließ, unterbrochen, und nur widerstrebend riß er sich, nachdem er noch heftig die Hand Virginiens gedrückt hatte, los und eilte hinein.

Der König hatte, da es fortwährend mit dem Herzoge schlimmer wurde, auch die Herzogin von Nemours herbeirufen lassen, die indessen auf den Wunsch Sr. Majestät in Neuilly zurückgeblieben war.

Auch Virginie blickte durch die Thürspalte in's Hauptzimmer und sah hier die Gruppe der höchsten und glänzendsten Personen Frankreichs versammelt, zugleich aber auch das namenloseste Elend, denn keine Feder vermag den herzzerreißenden Anblick zu schildern, welchen das Krankenzimmer darbot, als die Herzogin eintrat. Die Königin und die Prinzessinnen kniend vor dem Sterbebette, weinend und betend über dem geliebten Haupte; — die Prinzen schluchzend, in Schmerz beinahe aufgelöst; — der alte, greise König, der Vater, seelenstark und standhaft in ihrer Mitte, wie der Hauptmast eines Schiffes stehend, die Augen auf das farblose Gesicht des sterbenden Sohnes geheftet.

Währenddem wurde der Zubrang draußen immer größer. Der Pfarrer von Neuilly wurde herbeigerufen, sein Küster folgte ihm.

Dicht hinter diesen sah man einen jungen, fremden Mann mit sonnenverbranntem Gesicht, in einem Reisehabit, den man gar nicht zum Eintritt berechtigt hielt, eintreten. Seine staunenden Augen durchsuchten forschend das Zimmer, als aber sein Blick auf den unglücklichen Prinzen fiel, stahl sich eine Thräne aus seinen Augen und tief erschüttert verbarg er sein Gesicht in sein Taschentuch.

Virginie hatte den Fremden bemerkt und glaubte ihren Bruder Robert zu erkennen. Aber der Anstand erlaubte es ihr nicht, sich unter die hohen Personen zu drängen und sich ihm zu nähern. Der alte Le Busie war aber zu sehr beschäftigt, als daß er alle Anwesenden genau beachtet hätte, um so mehr, da die heilige Handlung des Pfarrers seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Durch die Wirkung der angewandten ärztlichen Mittel verlängerte sich der Todeskampf des Herzogs und endlich, als man gar nichts mehr hoffte, schlug er zum erstenmale die Augen auf.

Da drängte sich der Fremde zu dem Bette des hohen Kranken und rief, auf seine Knie niederstürzend: „Mein Freund, mein Wohlthäter! Beförderer und Urheber meines Glückes! Gott erhalte Dich dem Vaterlande, den hohen Deinigen und mir, damit auch ich noch Dir auf den Stufen Deines Thrones den Zoll des Dankes niederlegen kann!“

Als der alte Le Busie diese Worte hörte, setzte er die von Thränen getränkte Brille auf die Stirn, suchte die Gesichtszüge des Fremden und rief: „Das ist ja mein längst erwarteter Sohn, mein Robert!“ und auf ihn zudringend und ihn umarmend, sagte er, auf den Herzog deutend: „Da liegt Dein Jugendfreund, Dein großer Wohlthäter, er, der das Fundament zu Deinem Glücke legte, ohne Jemanden etwas davon zu sagen. Hier, an seinem Lager, ist es unsere Pflicht, wenn der Allmächtige dieses theure Haupt zu sich rufen sollte, noch vor seinem Hinscheiden einen Charakterzug der Welt zu offenbaren, der als der edelste in seiner Lebensgeschichte ewig fortleben wird.“

Die königliche Familie gewährte dem alten, treuherzigen Bürger das Wort und dieser sprach weiter: „Ich glaube, mein Sohn wird es besser erzählen als ich. Sprich, Robert!“

Mit tiefer Bewegung begann dieser: „Als der Herzog und ich zusammen im vierten Kurse im Collegium standen, machte ich ihm einige Male die Plätze streitig. An einem Preisbewerbungstage aber, als ich sah, daß ich nicht mehr Meister über ihn werden konnte, sagte ich zu ihm mit Thränen im Auge: Orleans, fortan werde ich Dich nicht mehr hindern, der Erste zu werden.“

„Warum, mein Freund? — frug er — wir kämpfen ja gewöhnlich mit gleich starken Waffen und Sieger oder besieg, bist Du dennoch mir ein guter Kamerad, den ich von ganzer Seele liebe!“

Alle im Zimmer Befindlichen weinten heftiger bei diesen Worten und der Enthüllung dieses schönen Zuges.

„Und ich liebe Dich auch, Orleans, — sagte ich zu ihm — und ich fühle mich so glücklich hier, aber ich werde austreten. Mein guter Vater vermochte bisher in seiner Armuth meine Pension nur dadurch zu bezahlen, daß er sich die härtesten Entbehrungen auferlegte; jetzt reichen aber auch diese Entbehrungen nicht mehr hin, und — ich werde meine Studien nicht vollenden können.“

Ich weinte damals bitterlich. Der Prinz faßte meine Hände mit Innigkeit und sagte: „Du wirst sie vollenden, mein theurer Robert. Das Taschengeld, welches man mir zu meinem Vergnügen gibt, wird hinreichen, Deine Pension zu bezahlen. Wie könnte ich dasselbe wohl besser anwenden, als indem ich einen braven Kameraden behalte, dessen Anstrengungen ich meine Erfolge verdanke? — Du sollst hier bleiben, mein Freund! und wenn dazu ein besonderer Befehl des Königs nöthig wäre! Ich hoffe jedoch, es wird

genug sein, wenn Du mich mit Deinem Vater in Unterredung bringst, dann bleibt die Sache unter uns und es ist um so besser.“

„Ich blieb im Collegium.“ —

„Aber unvergeßlich bleibt mir der Augenblick — rief der alte Le Busse — als einmal eines Abends ein freundlicher, hübscher, junger Mann mit meinem Sohne in mein Zimmer trat, den mir dieser als den Herzog von Chartres vorstellte und“

Doctor Pasquier unterbrach ihn, ihm leise Etwas in's Ohr sagend, ihn wahrscheinlich um Ruhe bittend.

Das Leben des Kronprinzen trat zurück, aber langsam und nicht ohne anzukämpfen gegen die Vernichtung. Einmal schien der Athem frei, und vor Freude und Hoffnung umarmte ihn der König. Er schlug ein Auge auf, das spähend umherblickte, aber plötzlich wieder zufiel; dann öffnete er den Mund und rief mit wehmüthiger, herzzerreißender Stimme: „Helena! — theure Gemahlin! — mein Sohn! — o mein Frankreich!“ er konnte wohl nicht mehr sprechen, denn dies waren seine letzten Worte auf dieser Erde. Bald darauf gab er unter den Segnungen der Kirche seine Seele Gott. Er starb in den Armen des Königs, seines Vaters, der seine Lippen auf die Stirn des sterbenden Sohnes drückte, unter den Thränen der unglücklichen Mutter und unter dem Jammer seiner ganzen Familie.

Selbst die ehrwürdigen Häupter der alten Marschälle Gerard und Soult beugten sich und ihre Augen waren voll Thränen.

„D wäre ich's!“ rief der König und rang nach Fassung.

Die Königin brachte nur die Worte hervor: „Welches schreckliche Unglück für Frankreich! — — —“ und ihr Schluchzen ersticke die anderen Worte, welche in unvernehmlichen Lauten der Brust entquollen.

Sobald der Prinz ausgeathmet hatte, führte der König seine Gemahlin in das Seitenzimmer, wohin die Minister und Marschälle sich zurückgezogen hatten. Als der König den Marshall Gerard in Thränen zerfließen sah, faßte er seine Hand, preßte sie mit dem unaussprechlichen Ausdruck väterlichen Schmerzes und hochherziger Ergebung und sagte seufzend: „Das ist meine letzte grausame Prüfung!“

Du hart geprüfter, großer Mann, hättest du den Schleier vor einigen Jahren lüften können! —

Der Marshall konnte vor Schluchzen nicht antworten.

Jetzt wurde die leblose Hülle des Kronprinzen auf eine Tragbahre gelegt und mit einem weißen Tuche bedeckt. Die Königin aber weigerte sich, ihren Wagen zu besteigen und erklärte: sie werde den Leichnam ihres Sohnes bis in die Kapelle des Schlosses von Neuilly begleiten, wo derselbe nach ihrem Willen zur Schau gestellt werden sollte. Es wurde deshalb in Eile eine Compagnie des 17. leichten Infanterie-Regiments beordert, um auf dem Wege nach Neuilly Spaliere zu bilden.

Robert hatte sich unterdessen mit seinem Vater und seiner Schwester in einem abgelegenen Zimmer vereinigt. Noch waren ihre Augen genäßt von den Schmerzens Thränen über das unglückliche Ende des Herzogs von Orleans, als schon wieder Freudenthränen über das glückliche Wiedersehen Aller Wangen benetzten.

So geht es im Leben des Menschen, bald Sonnenschein, bald Regen.

VII.

Der traurige Zug mit der Leiche des Herzogs von Orleans bewegte sich vorwärts. Alle hatten das Haus verlassen und nur der Graf von Latour zögerte immer noch in der Hoffnung, Virginie zu Gesichte zu bekommen. Da erblickte er sie im Hintergrunde eines

Corridor, eilte stürmisch ihr entgegen, ergriff ihre Hand und preßte diese mit den Worten an seine Lippen, „Dieser Kuß sei das Siegel meiner ewigen Liebe und Treue. An dem Todtenbette des Herzogs von Orleans haben sich unsere Seelen gefunden, und so unvergeßlich mir sein Andenken bleibt, eben so unvergeßlich und heilig sollst Du mir und mein Schwur sein!“

Er eilte dem Zuge nach; es war fünf Uhr.

Jene Tapferen, welche einst dem Kronprinzen durch die eisernen Thore und auf die Höhen von Mazaya gefolgt waren, dienten ihm jetzt als Leichengeseite. Die Meisten weinten, alle aber erinnerten sich, mit welchem Zartsinn und Edelmut er die militärische Strenge zu mildern gewußt und in allen seinen Handlungen stets die Güte seines Herzens vorgeleuchtet habe.

Voran dem Zuge ging der Generallieutenant Athalin, dann kam die Bahre, getragen von vier Unteroffizieren und dahinter folgten zu Fuß: Der König, die Königin, die Prinzessin Adelaide, die Herzogin von Nemours, die Prinzessin Clementine, die Herzoge von Anmale und Montpensier, denen sich die Marschälle Soult und Gerard, die Minister, die Adjutanten und eine Menge Volks angeschlossen hatten. Der Zug bewegte sich über die alte Straße von Neuilly durch den Park in die Schloßkapelle.

Als man den Boulogner Wäldchen nahte, da graute es dem jungen, ritterlichen Grafen von Latour, denn unweit von hier war die unheilvolle Stelle, wo des Herzogs Unglück vorkam. Geisterhafte Furien sah er aus der Erde auftauchen, welche gierig nach des Menschen Leben haschten und sich mit demselben unbarmherzig und schonungslos in den schwarzen gähnenden Schlund der trauernden Erde stürzten. Auch um seine junge Liebe war ihm bange, eingedenk des unsichern Glückes und wechselvollen Loses der Menschen. Die alten Eichen waren ja die Wegweiser zu seinem heutigen Glück und auch zugleich zum größten Verluste seines Vaterlandes, zum Grabe so vieler Hoffnungen der Zukunft gewesen und manche glückliche und unheimliche Gedanken tauchten in ihm auf. Gleiche Gefinnungen schienen sehr viele im traurigen Zuge mit ihm zu theilen.

Auch im Hause Le Busie's sprach man sich im ähnlichen Sinne aus. Nachdem Robert die Merkwürdigkeiten seiner langen Reise, von den verschiedenen Menschenrassen, Gebräuchen und Sitten, die er gesehen, erzählt hatte, kam man wieder auf die königliche Familie zu sprechen und Virginie sagte: „Nie werde ich die hohe, würdige und ehrfürchtgebietende Greisengestalt des Königs, der so standhaft mitten unter seiner Familie stand, vergessen. Und dennoch hegen so viele im Volke für den großen Politiker und Diplomatiker Antipathien. Leider ist das Volk von Schlechtgestimmten und Tollhäuslern, welche ihre Meinungen und Absichten in der Schooß des Bürgerthums schleudern, irre geführt. Jeder Franzose trägt eine schwärmerische National- und Vaterlandsliebe in sich. Glaubt er diese verlegt — wenn gleich bloß aus falschen Verläumdungen und aus Mangel richtiger Kenntniß und Einsicht der großen Staatsmaschine — so kann er dergleichen nie vergeben und der unzerstörbarste und ewig wuchernde Argwohn herrscht in seinem Herzen. Nur der schwächsten Verührung, des kleinsten Zunders bedarf es, und die Flamme des Unwillens greift potenzirend um sich. O, ich begreife, es ist schwer, König in Frankreich zu sein!“

„Ich verstehe Dich, liebe Schwester — unterbrach sie Robert. — Nur Undank war des Königs Lohn für seine unübertrefflichen politischen Kenntnisse und Welterfahrungen, womit er dem Lande genügt und in diesem ewigen Wirrwarr eine dreizehnjährige künstliche Ruhe schaffte. Frankreich ist durch seine weise Führung wieder in seinem Innern von vielen Wunden erstarkt, an denen es noch vom Kaiserreich her blutete. Aber ich beneide ihn nicht um sein glänzendes Loos der König Frankreichs zu sein. Die ewige Unsicherheit seines Lebens, die Todesangst eines sechszehnfachen, menschenmörderischen

Angriffs nicht zu gedenken. Unter solchen Umständen ist es männlich und wahrhaft königlich, ein Werk, das man einmal angefangen und übernommen, auch standhaft bis an's Ende zu bringen."

Der alte Le Busie antwortete darauf: „Ich an des Königs Stelle hätte längst schon dem erfahrenen Kronprinzen die Krone übertragen und mich ruhig mit meiner Familie auf eins der Schlösser zurückgezogen."

„Das wollte er darum nicht — entgegnete Robert — weil er selbst noch fest und seelenstark am Ruder des Staates steht, und stets das Beste von seinen Einsichten hoffte. Wer die Sache der Menschheit vertheidigt, darf den Veruf dazu nicht erst darlegen. Dringt was er sagt und thut, aus seinem innersten Herzen, und fehlte selbst seinen Worten der rednerische Schmuck, seinen Thaten der äußere Glimmer, die Herzen der Besseren wird er dennoch erreichen. Auf das Wohl von Millionen einzuwirken ist eine hohe, schöne Aufgabe! und diese hatte sich der König gestellt, eine Wahrheit, an welche man nicht genug erinnern kann."

„Das menschliche Herz ist undankbar — erwiederte der alte Le Busie — und erinnert sich eher tausendmal an das Schlimme als an das Gute. Daß dies mancher Franzose nicht begreifen will, trotzdem er zu beurtheilen weiß, welchen Verrath er an seinem eigenem Vaterlande begeht, ist der traurigste Zustand unserer Zeit."

Einige Tage darauf hielt die alte Botenfrau von Sablonville mit ihrem hochbepackten Esel vor Le Busie's Hause. Zwei große Körbe hingen auf beiden Seiten des geduldigen Langohrs herab, der eine mit verschiedenen Effekten und Gegenständen angefüllt, welche sie aus Paris mitbrachte, während in dem andern die alte Frau selbst, mit einer Brille auf der spitzen Nase und ein Paket Briefe musternd, saß.

Nach wie ein Vogel kam Virginie aus dem Hause und frug: „Hat Sie einen Brief für mich aus Paris?"

Während die Alte immer noch gleichgiltig in ihrem Pakete fortsuchte, sagte sie: „Ein Lancieroffizier hat mir zwischen Paris und Neuilly einen Brief an Euch mitgegeben, Mademoiselle. Zuerst fragte er mich aus, wer ich sei, und ob ich auch Mademoiselle Virginie kenne? Als ich ihm dies versicherte, bat er, ich möge Euch diesen Brief unter vier Augen geben." Endlich hatte die Alte das verhängnißvolle Stückchen Papier gefunden und überreichte dasselbe an Virginie mit den Worten: „Hier ist er! — und setzte schelmisch lächelnd hinzu — den Brief möcht' ich auch wohl lesen, gewiß stehen hübsche Dinge darin; der Offizier, welcher ihn mir gab, war ein schöner, freundlicher und allerliebster Mann."

Zitternd vor Sehnsucht und Freude — denn dies war das erste Billet-doux, das sie je von einem Manne erhielt — und gemischt mit einem Gefühle der Scham und Scheu empfing Virginie den Brief und huschte, ohne der Alten zu antworten, in's Haus.

Es war ihr, als fürchtete sie sich vor sich selbst, denn sie wußte nicht, an welchen Ort sie sich zuerst hinbegeben sollte, um heimlich ihren Brief lesen zu können.

O seliges Geheimniß der Liebe! welches noch nicht die rauhe Hand der Welt, noch nicht die Zunge der Intrigue, das hohle Auge des Neides und der Falschheit berührte. Obwohl durch Berge und Thäler getrennt, ist der Geliebte dennoch, durch einige wenige Zeilen nahe, näher sogar als in der Gesellschaft, wo der Schall seiner Worte in ihr Ohr dringt, vielleicht die geliebte Hand sie berührt, sein Bild sich in ihren Augen spiegelt, wo aber so viele Andere als störende Zeugen beide umringen und beide gezwungen werden die laut aufwallenden Gefühle zu unterdrücken, damit das Decorum nicht darunter leide. An die geheime Sympathie der Liebe glaubend ist der Schreiber überzeugt, daß die Geliebte, auch ohne ihn zu sehen, eine Ahnung seiner Gegenwart habe.

In ihrem Zimmer angekommen, schloß sie sich ein, holte das süße Geheimniß aus ihrem Busen, küßte es und las:

„Geliebte meines Herzens! — durch eine höhere Fügung mußte ich Dich finden und wohl tausendmal gedachte ich seit meiner kurzen Entfernung Deiner; nur mein Dienst am Sarkophage des Herzogs von Orleans hält mich zurück, sonst käme ich selbst. Nimm hiermit die Versicherung meiner Treue und meinen Schwur, daß ich Alles aufbieten werde, um Dich bald mein Weib nennen zu können. Du bist mir um so theurer und heiliger, da ich Dich am Todtenbette des unglücklichen Prinzen, mit dessen Heimgang auch manche schöne Hoffnung mir zu Grabe getragen wurde, fand. Bald Dein Emil von Latour.“

Dort, wo der Herzog von Orleans starb, dort, wo er sein theures Leben in den Armen seines vielgeprüften Vaters und unter unendlichem Schmerz der besten der Mütter aushauchte, beschloß die Königin zum Andenken an dessen letzte Lebensstunde eine Kapelle zu erbauen, und dort wollte auch der junge Graf Emil von Latour mit Virginie Le Busse Hymens goldenes Band für die Ewigkeit schließen.

